Verhängnißvoller Irrthum.

Wir glauben kaum, ernsthaftem Widerspruch zu begegnen, wenn wir behaupten, daß es in Chicago sehr viel hübsche Mädchen gibt. Ernster wird allerdings die Sache, wenn wir die Meinung des bedeutenden Geschäftsmannes Hobart Wilson theilten, welcher mit begeistertem Augenaufschlag erklärte, daß Fräulein Ashcraft das schönste Mädchen der Stadt sei. Natürlich konnte Herr Wilson nur für sich selbst sprechen, und correcter gesagt, nur von denjenigen Mädchen sprechen, die ihm zu Gesicht gekommen. Nachdem wir so unsere Leserinnen beruhigt, wollen wir fortfahren.

Also eines schönen Tages stand Herr Wilson sehr früh auf. Er war in dem Arrangement seiner Toilette noch viel sorgfältiger, als gewöhnlich, und warf immer und immer wieder prüfende Blick in den Spiegel, der seine stattliche Figur wiederstrahlte. Endlich schien er befriedigt. Nachdem er den tadellosen Cylinder aufgesetzt und den goldbeknauften Stock ergriffen, eilte er davon. Wohin? Nun, das läßt sich wohl errathen. Geraden Weges nach Frl. Ashcrafts Wohnung.

Er war glücklich genug, Frl. Ashcraft zu Hause zu treffen. Wie geblendet von ihrer herrlichen Erscheinung, schien er erst kaum Worte finden zu können, bald aber saß er in dem Fauteuil, den sie ihm angeboten. Jetzt entspann sich folgende Unterredung, die von ihr mit den liebenswürdig gestöteten Worten eröffnet wurde:

„Womit kann ich Ihnen dienen, Herr Wilson?"

„Ach, mein verehrtes Fräulein, Sie wissen gar nicht, wie sehr ich Sie schon lange bewundert habe! Ihr herrlicher Wuchs, Ihre schönen Augen, Ihr prachtvolles Rabenhaar—"

„Aber mein Herr, ich muß bitten—"

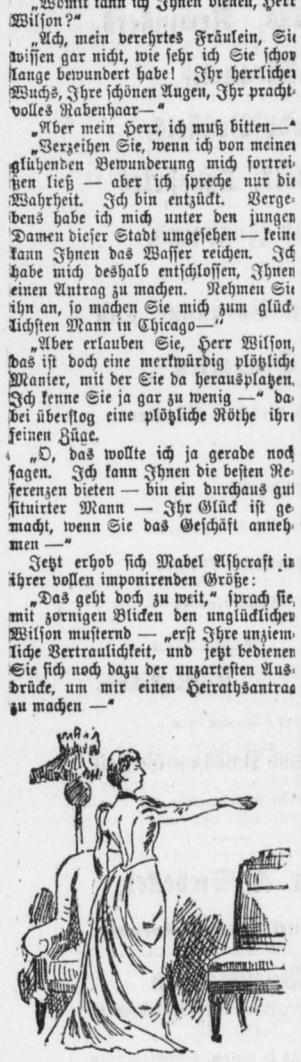
„Verzeihen Sie, wenn ich von meiner glühenden Bewunderung mich fortreißen ließ — aber ich spreche nur die Wahrheit. Ich bin entzückt. Vergebens habe ich mich unter den jungen Damen dieser Stadt umgesehen — keine kann Ihnen das Wasser reichen. Ich habe mich deshalb entschlossen, Ihnen einen Antrag zu machen. Nehmen Sie ihn an, so machen Sie mich zum glücklichsten Mann in Chicago—"

„Aber erlauben Sie, Herr Wilson, das ist doch eine merkwürdig plötzliche Manier, mit der Sie da herausplatzen. Ich kenne Sie ja gar zu wenig —" dabei überflog eine plötzliche Röthe ihr feinen Züge.

„O, das wollte ich ja gerade noch sagen. Ich kann Ihnen die besten Referenzen bieten — bin ein durchaus gutsituirter Mann — Ihr Glück ist gemacht, wenn Sie das Geschäft annehmen —"

Jetzt erhob sich Mabel Ashcraft in ihrer vollen imponirenden Größe:

„Das geht doch zu weit," sprach sie, mit zornigen Blicken den unglücklichen Wilson musternd — „erst Ihre unziemliche Vertraulichkeit, und jetzt bedienen Sie sich noch dazu der unzartesten Ausdrücke, um mir einen Heirathsantrag zu machen —"



„Aber, mein geehrtes Fräulein," stotterte Wilson, „das fällt mir ja gar nicht ein; ich wollte Sie als Kassirerin für mein großes Geschäft engagiren, weil Sie eine so schöne Figur —"

Doch weiter kam er nicht. Mit einem gebietenden: „Hinaus!" wies Frl. Ashcraft nach der Thür, durch welche das traurige Opfer des lächerlichsten der Mißverständnisse spurlos verschwand.

— Doppeltes Pech. Erster Commis: Ich Unglückspilz! So was kann auch nur mir passiren! — Zweiter Commis: Was ist denn geschehen? — Erster Commis: Ach! Ich habe mir gestern von zwei Aerzten zwei verschiedene Zeugnisse ausstellen lassen, von meinem Hausarzt ein Krankheitsattest, weil ich einige Tage vom Geschäft wegbleiben wollte und vom Sanitätsrath Grabschaufel eine Gesundheitsbescheinigung für die Lebensversicherung. — Zweiter Commis: Nun, da bist Du ja schön heraus! — Erster Commis: I, wo denn? Beim Couvertiren hab' ich die beiden Dinger verwechselt! Nun hat die Versicherungsgesellschaft mein Krankheitsattest und mein Prinzipal das Gesundheitsattest!

— Ein alter Bekannter. — Gerta, habe ich Dir schon den prächtigen Verlobungsring gezeigt, den mir Friedrich Hertel geschenkt hat? — Oh, den hab' ich schon vorher gesehen. — Vorher gesehen? Wo denn? — An meinem Finger, als ich vergangenes Jahr mit ihm verlobt war.

Kitty's Beruf.

Novellette von **Annie Bock.**

Wie gesagt, meine liebe Helene, zu diesen altmodischen Frauen gehör' ich nun 'mal nicht, und ebensowenig mein Kind. Die Zeiten sind vorbei, in denen ein junges Mädchen aus guter Familie nichts weiter thun konnte, als ein bischen sticken, ihren Teint pflegen und auf einen Freier warten. Heutzutage sieht einer Frau — noch dazu einer begabten Frau — fast jedes Feld der männlichen Thätigkeit offen, und auch meine Kitty soll sich ein solches wählen."

Und mit diesen entschlossenen Worten wandte meine Cousine Katharina — in ihrer Jugend hatte man sie auch Kitty genannt, wie heute ihre Tochter, aber sie liebte es nicht mehr, sich so nennen zu hören — sich wieder dem Schreibtisch zu und beendete rasch einen Brief für den Frauenverein, dessen Vorsteherin sie war.

Ich antwortete nichts. Was sollte ich auch sagen? Sie widerlegen konnte ich entschieden nicht, denn ich selbst hatte ja ein Feld der männlichen Thätigkeit betreten, seitdem ich Mitarbeiterin an einer Zeitschrift in Berlin geworden.

Freilich hatte es in dem kleinen Städtchen L., aus dem auch ich stammte, lange gedauert, bis man sich an den Gedanken gewöhnt hatte, daß ich Schriftstellerin war, und ich hatte eine lange Zeit hindurch als die Emanzipirteste unter den Emanzipirten gegolten, als ein Mädchen, welches nothwendigerweise kurzgeschorenes Haar tragen, eine Feder hinterm Ohr und Tintenkleze an den Fingern haben mußte.

Als man sich im Laufe der Jahre — ich verbrachte ein paar Wochen in jedem Sommer bei Cousine Katharina—davon überzeugt hatte, daß meine Frisur und meine Toiletten stets hochmodern waren, als man vergeblich hinter meinen Ohren den Federhalter und an meinen Händen die Tintenflecke gesucht hatte, beruhigte man sich allmälig, wenngleich ich auch immer noch für die Bewohner des Landstädtchens ein Phänomen blieb.

In Cousine Katharina dagegen hatte meine Carriere einen glühenden Ehrgeiz erweckt, und seitdem vor etwa zwei Jahren Kitty in der Schule einen so guten Aufsatz abgeliefert hatte, daß die Lehrerin ihn in dem L.....r Winkelblättchen abdrucken ließ, war es Katharinas fester Vorsatz, daß ihre Tochter mir gleich werden solle.

Diesmal war zugleich mit mir auch Tante Emilie zum Besuch gekommen, die den vollständigsten Gegensatz zu Schwester Katharina bildete.

Katharina war hager, ätherisch, durchgeistigt. Emilie wog ihre hundertundachtzig Pfund, die sie mit einer glückselig phlegmatischen Miene durchs Leben trug.

Katharina war Spartanerin durch und durch, in Grundsätzen und Neigungen. Emilie war Sybaritin. Ein weiches Bett, ein warmer Schlafrock, ein gutes Mittagsessen und keine Anstrengungen, das war ihr Ideal vom Leben. Sie bewunderte ihre Schwester Katharina sehr — nur in einem Punkte fühlte sie sich ihr „über", wie man zu sagen pflegt; Katharina hatte eine Tochter — Emilie hatte drei Söhne — — und sie blickte mit olympischer Geringschätzung auf alle Frauen herab, die keine Söhne besaßen.

Dafür erlaubte sie sich aber ein großes Wort mitzureden, wenn von Erziehung junger Mädchen die Rede war.

„Gott, das arme Ding—wozu denn? Das haben doch nur unbemittelte Mädchen nöthig. Deine Kitty wird, denke ich, nicht verhungern, wie?" Sie wiegte dabei ihre hundertundachtzig Pfund mit vergnügter Behaglichkeit in einem Schaukelstuhl am offenen Kaminfeuer.

„Ich begreife überhaupt nicht" — fuhr sie fort, als sie keine Antwort erhielt — „wie Du das Kind hältst. Warum hat das Mädel denn keine Courmacher? Ich sehe doch bei Euch wahrhaftig nie etwas, was 'nem jungen Manne nur ähnlich sieht. Warum denn nicht? Hübsch genug ist Deine Kitty doch, bei Gott."

Ich sah von der Seite, wie Cousine Katharinas Augenbrauen sich ein wenig zusammenzogen, einen Moment blieb jedoch noch Alles still, dann sagte sie ein bischen spitz:

„Liebe Emilie — mein Kind hat keine Zeit für derartige Dinge. Sie hat genug zu thun mit ihrer Ausbildung und ihren Studien. Auch führe ich sie noch nicht in die Gesellschaft. Sie ist noch zu jung dazu."

„Hmmmm!!" machte Emilie sehr gedehnt. „Du und ich, wir waren meines Wissens auch noch recht jung und auch noch nicht in die Gesellschaft geführt, als doch schon jede von uns ihr halb Dutzend Courmacher aufzuweisen hatte."

„Ich hoffe, daß mein Kind weit bessere Dinge im Leben finden wird — Dinge, die lohnender und werthvoller für einen vernünftigen Menschen sind."

„Vernünftiger Mensch! Ein Mädchen von achtzehn Jahren ein vernünftiger Mensch? Wenn Deine Kitty heute schon ein vernünftiger Mensch ist — dann — dann thut sie mir herzlich leid. Warum soll sie denn 'ne alte Jungfer werden?"

Katharina klebte mit großer Sorgfalt ihren beendeten Brief zu und einen Augenblick nach, drückte dann mit einem ganz unnöthigen Aufwand von Energie eine Marke auf das Couvert und sagte:

„Liebe Schwester, ob Kitty jemals heirathen wird, weiß ich nicht, das liegt nicht in meiner Hand; jedenfalls aber will ich ihr darin helfen, ein nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft zu werden.

„Großer Gott! Soll Deine Tochter Arzt, Apotheker oder Prediger werden? Sag' mir doch, ohne Spaß — was beabsichtigst Du denn nun zunächst mit dem Kinde?"

Hierauf nahm Katharina wieder ihre entschlossene, würdevolle Miene an und erwiderte, daß Kitty für den Winter mit nach Berlin gehen solle. „Sie soll sich dort ein bischen umsehen und wird dort leichter einen Beruf oder eine Beschäftigung finden, die ihr zusagt, als hier."

„Jetzt habe ich aber wirklich genug," rief Tante Emilie aus, erhob sich von ihrem geliebten Schaukelstuhl und ging in höchster Erregung im Zimmer auf und ab. „Einen Beruf, eine Beschäftigung, ja, wozu denn? Sie hat doch Geld genug auch ohne das."

Kopfschüttelnd ließ sie sich wieder in dem Schaukelstuhle nieder, gerade als die Thür sich öffnete und Kitty eintrat.

Mit ihren blonden Haaren, ihrem rosigen Gesichtchen und ihrem weißen Kleide sah sie wirklich aus wie ein Kind, so schlank und hübsch.

Katharina warf ihrer Schwester einen warnenden Blick zu.

„Sei unbesorgt," antwortete Emilie mit ihrer gewöhnlichen Offenherzigkeit. „Komm' mal her, Kittychen. Na, Du glaubst doch nicht, daß die alte Tante Emilie Dich beißen wird, he?"

„Nein."

Kitty lachte und ließ sich von der Tante umarmen und auf den Schooß ziehen.

„Was gedenkst Du denn in Berlin zu thun, mein Herz?" fragte Tante Emilie.

„Ich weiß noch nicht", antwortete Kitty und sah dabei wirklich aus, als habe sie keine Ahnung davon; „aber Mama meint, wenn ich erst dort bin, wird's mir schon klarer werden."

„So? Na — und Du freust Dich gewiß schrecklich darauf — wie?"

„Ja", sagte Kitty, aber es klang ein bischen kleinlaut, und der Schatten, welcher dabei über ihre kindlichen Züge flog, strafte das Wort fast Lügen.

„Ach Kittychen," rief auf einmal Tante Emilie. „Ich habe mein Strickzeug im Garten auf der Bank liegen lassen. Lauf und hol mir's, ja?"

Kitty nickte und flog davon.

„Hmmm!" machte Emilie wieder sehr gedehnt, als sich die Thür hinter dem Kinde geschlossen hatte. „Na, daß etwa weiterer Unfug geschehen wird, glaube ich nicht. Das Kind verliert voraussichtlich ein halbes Jahr der harmlosen Jugend, aber im Uebrigen wird die Sache wohl im Sande verlaufen; Helenens Freunde werden der Kleinen wohl nicht gefährlich werden, denn soviel ich von denen höre, sind sie alle mehr oder weniger nahe den Fünfzigern. Also laß sie in Gottes Namen mitfahren. Es wird ihr wohl nichts schaden."

Das war Tante Emiliens Ausspruch.

Zwischen Katharina und mir war längst alles verabredet und wir waren einig über die Sache.

Ich schrieb noch am nämlichen Tage an meine Freundin Lisa, eine junge Malerin, mit der ich zusammen eine kleine Etage bewohnte, bat sie, ein Zimmer herrichten zu lassen für unsern Gast, und wenige Tage später reiste ich mit Kitty nach Berlin ab.

In den ersten Wochen ihres Berliner Aufenthaltes hatte Kitty arges Heimweh, und das Einzige, was sie hätte trösten können, die Briefe ihrer Mutter, behandelten ausschließlich das eine Thema: den Beruf zu finden! Des armen Kindes Ehrgeiz sollte durch die mütterlichen Briefe unaufhörlich angefeuert werden; wenn ich aber Kitty nach der Lectüre eines solchen Briefes nicht feurig und flammend, sondern im Gegentheil recht bedrückt und betrübt sah, so wollte es mir scheinen, als habe sie nicht allein kein Talent, sondern auch gar keinen Ehrgeiz.

Trotzdem nahm sie die Sache sehr ernst und mühte sich redlich ab, einen Beruf zu finden. Mit der Musik sah es traurig aus. Weder Gehör, noch Talent, noch Neigung waren vorhanden. Also auch nichts. Nach Verlauf von zwei Monaten schon begann Cousine Katharina mich mit Briefen zu bombardiren.

„Es dauert doch sehr lange," meinte sie, „konnte Kitty sich denn noch immer zu nichts entschließen?"

Nein, Kitty konnte sich noch immer nicht entschließen; sie fing schon an, sich um ihre Erfolglosigkeit zu grämen, und ging mit blassen Wangen einher.

Eines Abends besuchte uns ein Bekannter Lisas, Otto Hardenberg. Er war Maler, schon sehr bedeutend auf dem Wege, viel Geld und Ruhm zu ernten. Er nahm ein warmes, freundschaftliches Interesse an uns Beiden, und es passirte nicht selten, daß er Abends ganz plötzlich zu einem gemüthlichen Plauderstündchen hereingeschneit kam. Er war ein großer hünenhafter Mensch mit lachenden Augen und einem prächtigen harmlosen Kindergemüth.

Natürlich war an diesem Abend auch unser kleiner Schützling zugegen und horchte mit angestrengtester Aufmerksamkeit auf die gelehrte Unterhaltung über Perspective, Hinter- und Untergrund, Motive, moderne und antike Kunst ꝛc., wovon ihr das Meiste wahrscheinlich doch recht unklar blieb.

Otto hatte im Laufe des Abends Gelegenheit, eine Tasse Thee aus ihren Händen in Empfang zu nehmen, und schüttelte ihr beim Weggehen die Hand; sonst aber, glaube ich, hatte er das stille kleine Mäuschen, das mit aufgerissenen Augen, festgeschlossenem Munde und gefalteten Händen den ganzen Abend dagesessen, gar nicht bemerkt.

Um so erstaunter war ich, als am nächsten Tage mein kleines Cousinchen mich fragte, ob Herr Hardenberg wohl Malstunden gebe! Sie müsse sich doch nun endlich für einen Beruf entscheiden. Am Ende würde sie Malen noch am besten lernen können.

Sie sah dabei so traurig aus, daß ich, um sie zu trösten, versprach, Hardenberg sogleich zu fragen.

Am nächsten Vormittag ging ich zu Hardenberg. Kitty nahm ich nicht mit. Drohte ihr eine Enttäuschung von Seiten Ottos, so brachte ich ihr diese besser zu Hause bei. Ich ging also allein.

Hardenberg öffnete auf mein Klingeln selber in Hemdsärmeln die Thür.

Freundlich wie immer nöthigte er mich in's Atelier, stellte mir einen Stuhl hin, bat um Entschuldigung wegen seiner mangelhaften Toilette, fuhr schnell mit beiden Armen zugleich in seinen Rock hinein, nahm einen dreibeinigen Schemel und setzte sich auf diesem mir gegenüber in Positur. Dann kreuzte er die Arme über der Brust und sagte:

„Wie geht's Ihnen, Fräulein Helene, und was macht Fräulein Elisa?"

Kein Wort von Kitty. Natürlich hatte er das kleine Ding längst wieder vergessen.

„Es wäre mir lieber," begann ich, „wenn Sie sich nach dem Befinden unserer sämmtlichen Familienmitglieder erkundigten. Dann — hätt' ich doch gleich die Gelegenheit, das zu sagen, was ich gern sagen möchte."

Er sah mich mit seinen hellen freundlichen Augen ganz verwundert an.

„Ach so," rief er dann plötzlich, „sämmtliche Familienmitglieder! Richtig, ich habe eins vergessen. Das kleine, ach ja, ja, nun entsinne ich mich ihrer erst wieder."

„Das freut mich, nun krieg' ich Muth zu meiner Frage."

„Nur zu!"

„Würden Sie meiner kleine Verwandtin Stunden geben, Malstunden?"

Er sprang von seinem Schemel auf.

„Ach nein, nein, Fräulein Helene, warum thun Sie mir das an? Ach, Sie wissen doch, daß ich, nein — ach, das war nicht nett von Ihnen — das heißt, wissen Sie was, das ist eigentlich 'ne Idee! Mein Freund, Regierungsrath Schmollen, hat 'ne Tachter, ein hochbegabtes Mädel, malt schon ganz reizend, die will auch gern bei mir Stunden haben, und ich möcht' sie auch gern unterrichten, aber ihre Mutter erlaubt es nur, wenn ich 'ne Klasse habe. Da kommt ja Ihre kleine Freundin, wie heißt sie doch?"

„Kitty."

„Richtig, Kitty, wie gerufen. Zwei machen schon 'ne Klasse, nicht wahr? Dann unterricht' ich die beiden Mädels zusammen!"

„So trifft sich's ja herrlich," sagte ich, dankte unserm liebenswürdigen Freunde und ging wieder nach Hause.

„Ich glaube, Otto ist in Rosa Schmollen verliebt," sagte ich zu Lisa, als ich ihr das Ergebniß meines Besuches berichtete. „Er war begeistert von der Idee, sie unterrichten zu können. An Kitty dachte er überhaupt nur als ein Mittel zum Zweck."

„So?" sagte Lisa trocken. „Schon möglich."

Dank dem großen Interesse Hardenbergs für Rosa Schmollen bekam mein kleiner Schützling täglich Gelegenheit, in's Atelier zu gehen und eine Lektion zu bekommen. Diese Lektion dauerte stets drei volle Stunden, und Sonne, Mond und Sterne erscheinen nicht pünktlicher am Himmel, als Kitty in Hardenberg's Atelier sich einstellte.

Cousine Katharina war entzückt, daß Kitty sich nun endlich einem Beruf zugewendet hatte; über Kittys Befähigung stiegen ihr auch keinen Augenblick Zweifel auf, — ihre Kitty!!

Das Kind selbst lebte jetzt förmlich wieder auf. Wenn man sah, mit welch fröhlicher Miene sie jeden Morgen ihre Sachen zusammenpackte, um in Atelier zu wandern, und mit welch glühenden Wangen und strahlenden Augen sie jeden Mittag von dort zurückkehrte, so wußte man, auch ohne es von ihr zu hören, mit welchem Enthusiasmus ihr Beruf sie ganz und gar erfüllte.

So vergingen zwei — fast drei Monate.

Eines Abends — ich saß noch an der Arbeit — klopfte es leise und sehr schüchtern an meiner Thüre.

„Herein!"

Die Thür öffnete sich ein wenig, und Kittys Köpfchen zeigte sich in der Oeffnung.

„Komm doch herein, mein Kind!"

„Darf ich?"

„Aber ja; so komm doch!"

Ich wandte mich wieder zu meiner Arbeit; ich hörte, wie die Thüre leise zugeklinkt wurde, dann ein paar zögernde kleine Schritte, weiter nichts, Alles war still. Ich wandte mich um; da stand Kitty wenige Schritte hinter mir, mit glühenden Wangen und gesenkten Augen, die Hände in einander gefaltet, fromm wie ein kleines Heiligenbild.

„Na, Kittychen, willst mir das sagen? So sprich doch, Kind!"

Und sie sprach. Ich glaubte vor Ueberraschung umzufallen.

Das „Kind" hatte mir nichts mehr und nichts weniger mitzutheilen, als daß es sich an diesem Vormittage mit Otto Hardenberg verlobt habe.

Meine Ueberraschung dauerte aber nur einen Moment. Dann sprang ich auf sie zu und umarmte und küßte sie. Ein wahrer Mühlstein fiel mir vom Herzen.

Als ich Kitty halb todt geküßt hatte vor Freude, schickte ich sie zu Bett, dann ging ich zu Lisa und rüttelte sie unbarmherzig aus ihrem ersten Schlummer empor. Daß sie unter diesen Umständen zuerst etwas unwirsch war und meiner Meldung keinen großen Enthusiasmus entgegenbrachte, ist vielleicht begreiflich.

„Warum freust Du Dich denn so schrecklich darüber?" fuhr sie mich an. „Man sollte glauben, Du gehörst noch zu jenen altmodischen Frauen, welche die Ehe als die einzig gute Versorgung für ein Mädchen ansehen! Und was Du Deiner Cousine schreiben wirst — das muß ich sagen, da steht mir der Verstand still. Um diesen Brief und die Antwort darauf beneide ich Dich wahrlich nicht."

— Kittys Mutter antwortete weniger entrüstet, als Lisa geglaubt hatte. Freilich, all ihre ehrgeizigen Pläne der letzten Jahre waren nun dahin, aber im Grunde ihres Herzens zeigte sie sich nun als das, was sie wirklich war: eine ganz altmodische veraltete Frau, die sich über das Glück ihres Kindes herzinnig freute. Doch schrieb sie an Kitty, um doch wenigstens etwas Fortschrittliches aufrecht zu erhalten, es sei ganz gut, daß sie einen Maler heirathe, da könnte sie doch ihre Studien auch in der Ehe fortsetzen.

Kitty aber erklärte mir mit jener frauenhaften Bestimmtheit, die selbst das jüngste Mädchen anzunehmen weiß, wenn es erst verlobt ist:

„Otto sagt, wenn ich nicht will, so brauch' ich nicht mehr zu malen, und ich hab' keine Lust, es fortzusetzen. Ich glaube doch nicht, daß ich viel Talent habe, und Otto sagt, er will mich lieber zum Modell nehmen und mich malen. Und dann helf ich ihm ja auch denn er sagt, ein sympathisches Modell zu haben ist für einen Maler schon die halbe Arbeit."

Und da hatten wir behauptet, das Kind sei nicht begabt!

Unverbesserlich.

Ein geriebener und gefürchteter Schnorrer will eine Geschäftsreise von Warschau nach Wien unternehmen; — sie soll aber nichts kosten. Er versteckt sich auf dem Bahnhof in Warschau unter einer Bank im Coupe. Der Schaffner bemerkt ihn aber, zieht ihn hervor und weist ihn hinaus. Salomon schleicht sich heimlich in ein anderes Coupe hin-

ein, wird aber auf der nächsten Station wieder erwischt, und nachdem er jetzt eine tüchtige Tracht Prügel bekommen hat, hinausgeworfen. Auf der zweiten Station wiederholt sich dieselbe Geschichte, nur daß Salomon noch eine größere Tracht Prügel auf den Buckel bekommt. Doch das hilft Alles, nichts — auf der nächsten Station sitzt Salomon wieder in einem anderen Coupe! Da wird es dem Conducteur endlich zu

viel; er schnauzt ihn an und sagt: „Ja, wo wollen Sie denn eigentlich hin?" worauf Salomon erwidert: „Nu, wenn es mein Buckel aushält, bis Wien!"

Dreimal selig bist Du doch!

Dreimal selig bist Du doch,
Seist Du noch so arm an Segen,
Darfst das müde Haupt Du noch
Still an's Herz der Mutter legen!
Wie von Gottes Hauch wird Deine
Starre Brust dort mild und weich;
Jener Friedensstatt ist keine,
Keine sonst auf Erden gleich.

Auch im Tempelraum umfließt
Dich des Trostes lindes Wehen,
Und des Friedens Quell erschließt
Ueberall sich frommem Flehen.
Aber ob gebeugt von Schmerzen
Ob gewiegt vom Meer der Lust —
Stets am nächsten Gottes Herzen
Bist Du an der Mutter Brust!

Göttliches Geheimniß ruht
Ueber dieser Segensquelle,
Die so sanft den schweren Muth
Spült hinweg wie Lethes Welle.
Selig fühlst Du's im Gemüthe:
Was im Mutterherzen schlägt,
Ist ein Pulsschlag jener Güte,
Die das Weltall liebend trägt.

Ob die Liebe Dich verließ,
Ob die Freundschaft Dich vergessen,
Ob Dich alle Welt verstieß:
Eines bleibt, was Du besessen!
Die das Dasein Dir gegeben,
Liebt Dich, bis ihr Auge bricht;
Vor der Mutter theurem Leben
Endet ihre Liebe nicht.

Darum selig bist Du doch,
Seist Du noch so arm an Segen,
Darfst das müde Haupt Du noch
Still an's Herz der Mutter legen!
Wie von Gottes Hauch wird Deine
Starre Brust dort mild und weich;
Jener Friedensstatt ist keine,
Keine sonst auf Erden gleich!

Albert Kleinschmidt.

— Auch eine Beziehung. Richter (zum Zeugen): Stehen Sie in irgend welcher Beziehung zum Angeklagten? — Zeuge: Nein, das nicht, aber er zu mir — er hat mich nämlich 'mal vor drei Jahren um fünf Mark angepumpt.

Mein Soldat!

„Na warte, Emmy! Warte, Schwiegersohn!" rief die kleine Frau lachend und warf aus ihren blitzenden, schwarzen Augen schalkhafte Blicke über die blumengeschmückte Hochzeitstafel auf das jugendliche Paar. „Wartet nur! Beide sollt Ihr mir dafür büßen, daß Ihr eine so geringe Meinung von meinem Muthe hattet!"—„Du wagst es ja doch nicht!" hänselte der Neuvermählte, — „Das sollst Du sogleich sehen!" antwortete die Schwiegermama in festem Tone. Und mit einem nervös hastigen Griff ihrer kleinen Hand faßte sie das bis an den Rand gefüllte Champagnerglas, trank es in einem Zuge aus, setzte es kräftig wieder auf den Tisch, klopfte daran mit einem Messer und schnellte im selben Augenblick von ihrem Stuhle empor—Alles das in einer raschen Folge und mit einer fieberhaften Hestigkeit, die zu der angenommenen Miene unsäglicher Gleichgiltigkeit und Ruhe in schroffstem Widerspruch stand.

Geschwirr und Geschnatter der Hochzeitsgäste verstummten im Nu. Sämmtliche Köpfe drehten sich nach der kleinen Frau hin, die mit einem Blick wie in's Leere den Mund öffnete, noch nicht, um zu reden, sondern um vorher noch — es schien, als wenn es nur mit einiger Anstrengung geschähe — tief Athem zu schöpfen.

Die überraschten Hochzeitsgäste, die den Abend hindurch schon eine schwere Menge von Trinksprüchen aller Art aufmerksam anhören und als weihevoll, geistreich oder köstlich hatten bezeichnen müssen, erholten sich inzwischen genügend von ihrer Verblüffung, um Freude und erwartungsvolle Neugier heucheln zu können. Ein paar besonders Beherzte klatschten Bravo rufend, in die Hände, die Uebrigen folgten sofort, wie elektrisirt; bald rauschte ein stürmischer Applaus durch den Saal. Die so aufmunternd begrüßte Rednerin dankte mit einer ein wenig linkischen Verneigung und begann mit umflorter Stimme, die aber allmälig an Klarheit und Sicherheit gewann, wie folgt:

Meine verehrten Herren und Damen! So viele Herren der Schöpfung — und zwar ausschließlich nur solche — haben diesen Abend schon das Wort ergriffen. Und da behaupten die Männer immer, daß das schwache Geschlecht redselig sei! Nun denn... so darf denn auch einmal eine Vertreterin dieses angeblich geschwätzigen Geschlechts — ich bin hierüber anderer Ansicht — hier zu Worte kommen. Vielleicht hätten übrigens gerade an einer Hochzeitstafel die Frauen sogar mehr Berechtigung zu reden, als die Männer. Beruhigen Sie sich aber, meine verehrten Herren! Fürchten Sie nicht, daß dieser bedrohlich scheinenden Einleitung ein Angriff auf Ihre Rechte folgen werde. Nichts liegt mir ferner. Ich habe blos die menschenfreundliche Absicht, eine Indiskretion zu begehen. Ich will Ihnen eine kleine Geschichte erzählen, die ein scharfes Licht auf den Charakter der darin vorkommenden, Ihnen wohlbekannten Personen werfen dürfte. Möglicherweise wird diese Erzählung daher aufklärend und warnend wirken, und sonach sogar einigen Nutzen stiften.

Vor vielen Jahren stand ich in sehr regem Verkehr mit einer jungen Dame, die sich durch eine ganz außerordentliche Beharrlichkeit und Stärke des Willens auszeichnete. Es war merkwürdig, wie rasch sie ihre Entschlüsse faßte; noch merkwürdiger aber, mit welcher Entschiedenheit sie stets darin ging, dieselben zur Ausführung zu bringen. Zumal aber, wenn etwas ihr Wohlgefallen erregte. Es sehen und besitzen wollen — war gewöhnlich Eins. Vernunftgründe ließ sie nur in den seltensten Fällen gelten. Besonders ungern dann, wenn sie von weiblicher Seite kamen. Denn — es sei nicht verhohlen — die junge Dame hatte eine stark ausgesprochene Vorliebe für das männliche Geschlecht. Gegen Frauen und Mädchen jederzeit kühl und zurückhaltend, schien sie förmlich aufzuthauen, wenn Herren sich ihr näherten. Dann kam es ihr auch gar nicht darauf an, bereitwillig zu gewähren, wozu sie sich sonst nur mit Widerwillen zu verstehen pflegte, nämlich Küsse zu empfangen, oder zu geben.

Aber da fällt mir ein, daß es nicht unangemessen wäre, Ihnen das Alter der jungen Dame mitzutheilen. Sie hatte zu jener Zeit eben ihren dritten Geburtstag gefeiert.

Bald nach diesem rückte die Weihnachtszeit heran. Es läßt sich begreifen, was für schwere Sorgen dies dem armen Elternpaar brachte. Daß das Töchterchen sich vom Christkind eine große, sehr große Puppe wünschte, war ihnen allerdings bekannt. Aber es galt, um die Zufriedenheit der kleinen Gebieterin zu erlangen, auch genau festzustellen, was für eine!

„Nein!" unterbrach sie den Papa, der ihr geduldig allerlei Puppen beschrieb, die er gesehen haben wollte. „Nein! Eine andere Puppe will ich haben! Und groß, so groß wie Du, Papa!"— „Aber was für eine soll es denn sein, mein Goldchen?"—„Ein Soldat!"

Der Herr Papa war starr. Einen Soldaten! Unglaublich! Es geschah zum ersten Mal, daß er über einen Ausspruch seines Lieblings — nicht entzückt war. Ja, ein wenig ärgerte er sich sogar darüber. Was war das aber auch für ein Einfall! Ein Mädchen und zum Spielzeug — einen Soldaten! Unglaublich!

Nach einer kurzen, leise geführten Unterredung mit seiner Frau gelangte der junge Vater zu einem Entschluß, den damals Niemand für möglich gehalten hätte: zu dem festen Entschluß, den Wunsch des Töchterchens auf keinen Fall zu erfüllen. Nein, und wenn sie sich auf den Kopf stellen sollte! Hätte man das Mädchen damit nicht geradezu systematisch an das gefährliche „zweierlei Tuch" gewöhnt, es förmlich angeleitet, Gefallen daran zu finden? Schauderhaft!

Rasch wurde der Kleinen alles mögliche Interessante erzählt und in die Hände gegeben, um ihr den fatalen Einfall aus dem Kopfe zu bringen. Der gewissenhafte Vater verwendete schließlich zur wirksameren Förderung dieses pädagogischen Zweckes sogar seinen neuen Cylinder, den das erfindungsreiche Mädchen überraschend schnell in eine Art von Reisesack verwandelte. Was lag aber auch an dem Hute, wenn damit der Friede des Weihnachtsfestes gerettet würde. Leider erfüllte diese Hoffnung sich nicht. Nur wenige Augenblicke fesselte der schöne, hellstrahlende Baum die Aufmerksamkeit der anspruchsvollen jungen Dame. Mit gleichgiltiger Miene musterte sie die zahlreichen prächtigen Geschenke, dann sah sie sich mit wachsendem Grimm nach allen Seiten um und schrie endlich so laut, als sie konnte: „Mein Soldat! Wo ist mein Soldat?"

Das bestürzte Ehepaar bot Alles auf, um die immer mehr in Wuth gerathende Kleine zu besänftigen. Vergebens! Sie weinte, sie schluchzte, sie strampelte mit Händen und Füßen und wies schließlich jeden Annäherungsversuch mit solcher wilden Hartnäckigkeit zurück, daß nichts übrig blieb, als sie ungestört ihrem finsteren Hinbrüten zu überlassen.

Schon war man — mit schwerem Herzen — im Begriffe, ohne den Liebling zu Tisch zu gehen, da knarrt die Thür. Die schmollende Kleine hebt den Kopf und stößt im selben Augenblicke einen Freudenschrei aus. Ein baumlanger, junger Mensch in Kadettenuniform tritt, roth bis über die Ohren, herein, oder besser gesagt, bleibt beklommen, den Czako unbeholfen, als wäre es etwas ungemein Gebrechliches, in den auffallend großen Händen, an der Schwelle stehen.

„Mein Soldat! Mein Soldat!" jubelt die Kleine, stürzt auf den verblüfft die Augen aufreißenden Ankömmling los und zerrt ihn in's Zimmer. Der Zufall, oder richtiger, ein in der letzten Stunde bewilligter Urlaub hatte den jungen Mann, einen entfernten Verwandten des Hausherrn, hergeführt. Die Tochter des Hauses war natürlich anderer Ansicht. Sie ließ es sich nicht nehmen, daß der große, schöne Soldat eine Ueberraschung für sie, das verspätet eingetroffene Geschenk des Christkindes sei — und danach handelte sie auch.

Nur mit Murren duldete sie, daß die Anwesenden dem jungen Manne zum Willkommen die Hand reichten. Sie führte ihn persönlich zu Tisch und bestand hartnäckig darauf, daß er auf ihrem Schoße Platz nehme. Die anwesenden Mädchen kicherten, der junge Krieger blickte, verlegen ungefähr wie ein aufgeschreckter Feldhase drein. Erst als man die energische junge Dame auf das stattliche Gewicht des jungen Mannes aufmerksam gemacht, und als sie sich selbst davon überzeugt hatte, begnügte sie sich damit, daß er neben ihr sitze.

War das ein Jauchzen, als die Kleine entdeckte, daß der schöne Soldat mit Leichtigkeit Augen und Mund aufmachen und schließen konnte! Und die prächtigen glänzenden Knöpfe. Sogar Zähne hatte er! Am Ende war er gar im Stande, etwas zu essen! Rasch wurde ihm ein Bonbon in den Mund geschoben. Sieh da, er verschluckte es — eine That, welche die Kleine in hellen Jubel versetzte.

Sofort folgte ein zweites, ein drittes mit demselben Erfolge, der die Freude der kleinen Dame zum höchsten Entzücken steigerte. Nun ging es so fort, ein Bonbon nach dem andern, in immer schnellerem Tempo, so daß der geduldige junge Mensch mit dem Verschlucken kaum mehr nachkommen konnte. Warnungen und Weisungen der Eltern lehnte sie auf's schroffste ab. „Das ist mein Soldat!" antwortete sie jedesmal zornig, mit funkelnden Augen und zog, auf den Stuhl steigend, den jungen Mann am Ohr näher zu sich heran. „Er muß thun, was ich will. Es ist mein Soldat!" Es war ein komisches Bild. Das winzig kleine Mädchen und der große breitschulterige junge Mann daneben. Man mußte bei dem Anblick seiner treuen, gutmüthigen Augen und der stummen Ergebenheit, womit er all' die Tyranneien der energischen Kleinen hinnahm, unwillkürlich an einen Neufundländer denken, mit dem ein Kind spielt.

Endlich schlug die Befreiungsstunde für den armen Dulder. Die Kleine verspürte mit einemmal eine große Müdigkeit; die Augen fielen ihr fast zu. Sie verlangte selber, zu Bette gebracht zu werden. Schon an der Thür ermunterte sie sich plötzlich wieder und schrie aus Leibeskräften: „Mein Soldat! Mein Soldat!"

Viele Jahre sind seit jenem Weihnachtsab